

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N. 33.

Sonntag, den 23. April 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonntag, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteur in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Weltkämpfe.] Die große Pflanzthat der preussischen Armee in der Erstürmung der Düppeler Schanzen, welche Preußen 63 Offiziere und etwa 600 Mann an Todten und Verwundeten, den Dänen aber den Verlust von 80 bis 100 Offizieren und 4000 Soldaten gekostet haben soll, hat die lebhafteste freudige Bewegung in Preußen hervorgerufen und haben selbst die Berliner ihre fortschrittlich-demokratischen Schwellwinkel verlassen und dem Königspaar eine begeisterte Jubilation dargebracht. Wenn bisher die Oesterreicher auf dem Kriegsschauplatz durch ihre glänzenden Aktionen enthielten im Vordergrund des Ruhmes standen, so hat die Auszeichnung nun in genügendster Weise stattgefunden und man wird ferner wissen, was die beiden Großmächte zu bedeuten haben, wenn sie gemeinsam das Schwert ziehen und sich weder durch nationalvereinliche, noch revolutionäre Hegezeiten trennen und auf Bahnen lenken lassen, welche ihnen selbst und Deutschland zum Verderben gereichen. Auf der Londoner Conferenz werden dieselben jetzt wohl auch das Hauptwort reden dürfen trotz Napoleon, der übrigens schwerlich Lust hat, sich durch Protektion der verlorenen dänischen Sache und Unterstützung britischen Eigennutzes in einen gefährlichen Krieg zu verwickeln. England dürfte trotz Conferenz blamirt bleiben und wird der Garibaldischwindel sicher nicht Napoleon bewegen, ihm die wohlverdiente Blamage zu ersparen und damit die letzten Stunden einer Regierung aufzuhalten, welche in den Händen von zwei altersschwachen Reuten eben so reich an Perfidie, wie an Charakterlosigkeit ist. Im Angesicht der preussisch-österreichischen Heldenthaten ist nun auch der aus Nationalvereinslern und Demokraten zusammengequergelte „Fortschritt“ gründlich auf die Nase gefallen, der so unermüdlich gegen den „Verrath an Deutschland“ durch die Großmächte wühlte, die kleinen deutschen Regierungen eine Zeit lang zu übertölpeln drohte, sie im Verein mit den freischährlichen Urväterschaaren wo möglich gegen dieselben unter's Gewehr bringen, Deutsche gegen Deutsche in namenloser Schamlosigkeit aufstacheln wollte und die ganze Sache benützte, um mit ihr Parteigeschäfte zu fördern. Obenauf dünkte sich der „Fortschritt“ zu schwimmen, als er zu Frankfurt sich im 36er Ausschuss einen Regierungs-

mittelpunkt schuf und in dessen Hände die Groschen fließen ließ, welche er deutschen Einsaltspinseln aus der Tasche klopfte und womit angeblich die schleswig-holsteinische Rechtsache gefördert werden sollte. Der „Ausschuss“ soll zu dem Zweck wirklich über 220,000 Gulden verwendet haben; die Art der Verwendung ist aber bis heute ein Geheimniß. Natürlich haben die verhassten Preußen und Oesterreicher davon nichts gesehen; die Kranken und Verwundeten wissen auch nichts von den Ausschussgeldern zu erzählen; Spitäler, Invaliden-versorgungshäuser und Wittwenpensionen vom „Ausschuss“ dekretirt, sind auch nicht zu entdecken. Was hat er also mit dem Gelde, das er der deutschen Leichtgläubigkeit abgezapft, Gutes gethan? Besonders scheint es in die Hände von Parteizeitungsschreibern geflossen zu sein, wie dafür sichere Anhaltspunkte sind; vielleicht sind auch mit ihm die Arrangementskosten für Volksversammlungen und andere Ulfereien flott gemacht worden und einiges hat man wohl auch dem Augustenburger eingehändigt, was wenigstens noch am besten angewandt worden.

Eine schöne Lehre liegt in der Geschichte für das Philistrium, das sich bei jeder Gelegenheit von den „Volksgenossen“ die Tasche auswaiben läßt, während es über selbst mäßige Landessteuern mäult und raisonnirt. Klug werden wird es freilich so bald noch nicht; denn da ist schwer zu kuriren, wo Kopflosigkeit auf Naturanlage beruht.

Die Geldbedürftigkeit der „volksfreundlichen Freiheitsbeuger“ ist übrigens nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Erscheinung und wenn Schulze-Delisch, um das Wohl der Arbeiter zu fördern, sich erst selber von den Arbeitern ein Lebenskapital zusammenbringen läßt, um auf silberner Basis zu stehen, so ist's sicher nicht auffällig, wenn auch Garibaldi nach London pilgert, um Geld für sein Freiheitsgewerk herauszuschlagen, da in dem „freien Italien“ die Beutel schon an unheilbarer Schwindsucht leiden oder doch sich der wohlthätigen Hand der Volksbeglucker aus dem Stamme „Nimm“ nicht mehr öffnen wollen. Dagegen haben die britischen Lords und Groß- und Kleinräuber noch ein hübsches Stück Geld und da sie die italienische Raub- und Bummel-Wirtschaft, wie Garibaldi rühmt, wesentlich

auf die Veine gebracht, so ist es nicht mehr als billig, daß sie die Beche auch weiter bezahlen. Also Geld! Denn das moderne Freiheitsbäumchen gedeiht nur, wenn die Gärtner und Pflanze auf der soliden Grundlage von Gold und Silber stehen und verkümmert alsbald, wo die Gold- und Silberminen versagen, weil man dann Wähler und Verräther nicht mehr bezahlen kann. Umsonst aber ist der Tod, denken diese noblen Seelen, welche sich auf dem Altar der Freiheit pure zum Opfer bringen!

Während Garibaldi den Engländern mit dem schmeichelhaften Ausruf: „was die Engländer gethan und für uns geredet, ist der ewigen Dankbarkeit des italienischen Volkes würdig,“ auf die Westentasche klopft, erlassen seine Spießgesellen in Mailand auch ihrerseits die Stimme erschallen, halten im Namen der „Unabhängigkeit“ den „Befreiten“ die Sammelbüchse hin zum „Ankauf einer Million Gewehre, um den letzten Unrath weg zu waschen, der noch zwei Provinzen des Vaterlandes verunreinigt.“ Dabei ist blos die kleine Frrung zu berichtigen, daß der Unrath nicht in zwei Provinzen, sondern in ganz Italien liegt und zwar in jener pestartigen Race, welche auch die niederträchtigsten Mittel zum Zweck anwendet und bei der Eibbruch, Verrath, Verpestung der Sitten, Unterdrückung des Gewissens und der Kirche und bei manchen auch Völk und Meuchelmord unter die guten Werke gehören. Wenn von diesem Unrath das an ihm fast erstickende Land gereinigt werden soll, dann bedarf es gründlicher Striegel, Bürsten und Besen! Sie werden sich auch finden.

Diese charakterisirten Lieblinge hiesiger „liberaler und fortschrittlicher Zeitungen,“ welche letztere es dabei schon zu solcher Zartheit des Gewissens gebracht, daß sie deshalb gar nicht mehr vor Schaam roth werden, was freilich bei ihrer natürlichen Röthe nicht gut möglich, haben auch gegen die Deutschen ein wahrhaft liebevolles Herz; denn in der turinischen halboffiziellen „Italie,“ einem von Flüchtlingen aller Nationen herausgegebenen Blatt, wird Italien aufgerufen sich zu rüsten gegen „Attila mit seinen Hunnen,“ worunter die Sippe zunächst Oesterreich begreift. Wenn sie sich selbst mit dem Länderverwüster und seinen Horden verglichen hätten, würden sie in's Schwarze getroffen haben. Denn sie haben in Wahrheit Italien sittlich und finanziell verwüstet.

Nach Berichten aus Palermo herrscht dort wieder große Aufregung aus Veranlassung des Spruches, welchen das dortige Gericht in Sachen des vielgenannten Taubstummen Capello that, den die Aerzte des Militärhospitals, angeblich um ihn zum Sprechen zu bringen, mit glühenden Metallknöpfen wiederholt am ganzen Körper brannten, und ihn zum wahren Marterbild stempelten. Das Tribunal erkannte, daß kein Grund vorhanden sei, gegen die betreffenden Aerzte wegen Mißhandlung einzuschreiten, eben so wenig aber auch gegen den Denunzianten Morvillo wegen Verleumdung. Gegen dieses, wie das „Diritto“ sich ausdrückt, eher einem Compromiß als einem richterlichen Spruche gleichende Urtheil hat Herr Morvillo im Namen des taubstummen Capello den Recurs angezeigt.

Bekanntlich beschrieb die Menschenschinderarbeit an diesem Taubstummen in einer dasigen Zeitung ein Augenzeuge, welcher Capello nackt sah, wie er von Brandwunden von den Schultern bis zu den Füßen bedeckt und voll von unzählbaren Narben war. Man hatte ihm erst das glühende Eisen an den Körper gebracht und dann die Wunden mit Wasser und Pomade eingerieben, um sie vernarben zu machen. Alles das geschah, weil man seine Sprachlosigkeit für Verstellung hielt. Wahrlich, die fabelhaften Menschenfresser der „Morgenzeitung“ im südlichen Italien können sich kaum mit diesen wirklichen und selbst dagewesenen Menschenschindern vergleichen! Der Gerichtshof aber hat darin nicht einmal das „Vergehen der Mißhandlung gefunden, wohl weil die „Schinderknechte“ auf „Befehl“ gehandelt und man im „einigen Italien“ erst recht die großen Diebe laufen läßt.

Am 12. April feierte der heil. Vater in Rom den Tag seiner Rückkehr aus Gaeta und seiner Rettung bei dem Einsturz in St. Agnes. Er wurde, als er, wie jährlich, an diesem Tage zu dieser Basilika zum Gebet sich begab, von dem Jubel einer unzählbaren Volksmenge begrüßt. Die Privathäuser und alle öffentlichen Plätze waren glänzend illuminiert, alle Hauptstraßen und Plätze von Menschen angefüllt, Fremden wie Römern, die Militärmusik spielte. Die allgemeine Freude, dem von den elenden Revolutionswerkzeugen wiederholt und noch eben halbtodtgesagten Papst ihre Huldigung und Ergebung zu bezeigen, konnte die verrätherische Verschwörungspartei nicht ungetrübt hingehen lassen und eine von ihr geworfene Bombe verwundete im Plätzen einen Herrn und eine Dame. Welcher Mensch von auch nur noch einem Rest von Ehrgefühl wird nicht eine Partei verabschauen, welche bei jeder Gelegenheit ihre Vöberei und Ruchlosigkeit zu Markte trägt!

Welche freche Verlogenheit und Heuchelei in dem revolutionären Piemontesenthum steckt, das hat jüngst wieder der piemontesische Minister Benosta gezeigt, der an den französischen Hof das baldige Ableben des Papstes signalisirte und daran die Bitte knüpfte, bei diesem Todesfall Rom den piemontesischen Truppen zu überlassen, „um den Ausbruch der Revolution zu hindern, welche, wie er wisse, sofort nach dem Tode des Papstes ausbrechen werde.“ Dieser unverschämte oder schamlose Patron ist also mit den Absichten der im piemontesischen Solde arbeitenden Verschwörerbande wohl bekannt und will „die Revolution verhindern,“ welche daselbst von den gleichgesinnten Spießgesellen präparirt wird. Wolf wird also die Wolfsbrut abhalten, damit sie das Lamm nicht freße, welches er selbst sich „einverleiben“ will.

Napoleon hat der Sippe aber bedeutet, daß sie sich den Appetit vergehen lassen möge; erstens sei der Papst wohlaufrichtig und nicht dem Tode nahe, und zweitens habe er selbst Streitkräfte genug, um die „Revolution zu hindern“ und die „freie Papstwahl zu garantiren.“ Damit ist das Piemontesenthum auf die Rehrseite seines Lebens gesetzt.

Aus Athen, 14. März, schreibt man der „Südd. Ztg.“ „In dem klassischen Hellas herrscht die vollkommenste Bürgerslosigkeit. Die Regierung ist eine Null, der König ein Kind,

seine Umgebung mit den Verhältnissen unbekannt, dem Ministerpräsidenten jedes Mittel recht sich an der Spitze zu erhalten. Im persönlichen Intriguenspiel richtet sich die Nation zu Grunde. Der König reitet, tanzt, richtet Amfeln ab und spielt Drehorgel; zuweilen läßt er eine halbe Schwadron Uhlanen exerciren. Ich halte es für sehr möglich, daß er denselben Weg gehen wird wie sein Vorgänger, der Abtrünnigen von der Mehrzahl im Lande mit Jubel wieder empfangen werden würde. Man hat eingesehen, daß er zwar die Fägel etwas knapp hielt, aber für Ordnung sorgte, und stets Geld in den Kassen hatte. Das ist jetzt eine Seltenheit geworden, und eine Bande von Lumpen terrorisirt das Land.“ Ebenso führt das „Pays“ als Beispiel der grenzenlosen Unordnung, welche in Griechenland unter dem Ministerium Vulgaris herrschte, das Faktum an, daß eine Kompagnie Infanterie sich buchstäblich verloren hatte. Niemand konnte in den Bureaux des Kriegsministeriums sagen, was aus ihr geworden war. Nirgend fand man Spuren von ihr. Die Kompagnie spazierte ohne Vorwissen der Regierung durch Griechenland von Stadt zu Stadt, ohne Ordnung, ohne Chef, blieb, wo es ihr gefiel und machte sich schnell fort, wenn der Ort ihr nicht mehr behagte. Nach Forschungen des neuen Ministeriums, welches glücklicher als das alte war, entdeckt man dann endlich diese Kompagnie, welche seit drei Monaten vagabundirt hatte. Sie befand sich in Ambrakia, wo sie darüber deliberrte, ob sie nach Stelis oder nach Lomie gehen wollte. Man mußte Gewalt anwenden, um sie in eine feste Garnison zu bringen.

Das Hospizium für Pilger in Rom.

Viele wissen, daß es in Rom eine große Verpflegungsanstalt giebt, wo während mehrerer Tage alle armen Fremden, die die Heiber der heiligen Apostel zu besuchen kommen, aufgenommen, überbergt und verpflegt werden. Alter und Geschlecht werden nicht berücksichtigt, alle werden mit einem Eifer und einer Zuversicht empfangen, mit einer Belesenheit gepflegt und mit einer Aufmerksamkeit bedient, die sie sicherlich in den berühmtesten Hotels der Welt nicht wiederfinden würden. Man muß sich vorstellen, daß, wenn Cardinäle, Fürsten, Gesandte, Bischöfe und andere ausgezeichnete Personen aller Stände sich herablassen, die niedrigsten Pflichten im Namen Jesu Christi zu verrichten, es nicht überraschend sein kann, Wunderdinge der Mildherzigkeit vollführt zu sehen. So konnte man denn auch am letzten Gründonnerstage unter andern edlen Personen, die auf beiden Knien die derben und schmutzigen Füße von vielleicht hundert Bauern oder in Lumpen geküllten Unglücklichen wuschen, sie hierauf umarmten oder wohl gar mit der Dienstschrürze um den Lenden bei Tische die Armen bedienten, die staunend und erregt über das Fremdartige des Schauspiels kaum ihre Fassung zu bewahren vermochten — so konnte man denn auch unter vielen frommen Celebritäten die Cardinäle Amat, Barnabe, di Pietro, mehrere Bischöfe, den Gesandten Portugals unter den- selben bemerken, welche die eifrigste und geschäftigste Sorgfalt

diesen Armen angedeihen ließen. — Welche Lehre! Reichtum und Größe, Armuth und Elend vermischen sich einen Augenblick in dem Einen Gefühle von Zuneigung und Liebe und adeln einander! — Welcher Contrast zwischen den Lumpen des Unglücklichen und dem Purpur der Kirchenfürsten und Großen dieser Welt! Und seltsam, als wäre alles darnach angethan, den Hochmuth und die menschliche Weisheit zu verwirren. Die Armuth ist es, die sich zu Gast setzt, und der Reichtum ist es, der ihr auf den Knien dient. Wer ist größer in diesem Augenblicke, die ausgezeichnete und geehrte Armuth oder der demüthige und heiligende Reichtum? Ich versichere Sie, daß ein solches Schauspiel der Gegenstand einer großen Lehre ist, und daß man darin die Lösung mehr als eines der großen Uebel findet, an denen unser Jahrhundert leidet.

Das Hospizium der Dreieinigkeit für Pilger nimmt Männer und Frauen in gesonderten Gebäuden auf, und die hohen römischen Damen erfüllen bei den armen Bäuerinnen und Pilgerinnen die Pflichten der Mildherzigkeit und Sanftmuth, von denen ich so eben gesprochen habe.

Die Gründung dieser herrlichen, in der Welt einzig dastehenden Anstalt verdankt man dem hl. Philipp von Neri. Die Anzahl der Pilger ist nach den Jahren verschieden. Die Anstalt ist den Unglücklichen immer offen. Zu Ostern erhebt sich die Anzahl gewöhnlich auf 4—500. In den Jahren des Jubiläums giebt es Tage, wo die Anstalt 6—7000 Personen mit Quartier und Nahrung versorgt. Dann aber ist man genöthigt, zu den großen Klöstern Roms seine Zuflucht zu nehmen, welche bereitwillig die nicht bewohnten Theile ihrer Gebäude den Pilgern überlassen. Ein Wort darüber, wie es in diesen heiligen Jahren zugeht, wird vielleicht Ihren Lesern nicht missfallen. Im J. 1625 erhob sich die Anzahl der Pilger auf 582,760, 1725 auf 382,140, und 1825, dem letzten großen Jubiläum, auf 263,952.

Um im Hospizium aufgenommen zu werden, muß man von einer gewissen Entfernung kommen. Sechszig Meilen sind hierzu nothwendig. Die Italiener können drei Tage, die von jenseits der Alpen vier Tage und die Portugiesen sieben Tage sich im Hospizium aufhalten. Aus besonderen Beiträgen von alten Stiftungen herrührend, erhalten die Bewohner Böhmens bei ihrer Abreise einen Scudo und die Portugiesen eine römische Zechine Begehrung. Außerdem werden aber alle Pilger mit Denkmünzen oder anderen Gegenständen der Ehrfurcht theilhaft, zum Andenken an ihren Aufenthalt in Rom. Während des Tages haben die Pilger volle Freiheit zu gehen, wohin es ihnen beliebt, um ihrer Frömmigkeit zu genügen. Des Abends, beim Ave Maria, wird ihnen eine Art Unterricht ertheilt, hierauf werden sie mit einer reichlichen Mahlzeit bedient, die je nach den einzelnen Wochentagen fett oder mager ist. So bestand die, welche ihnen am Donnerstag vor Ostern verabreicht wurde, in einer reichlichen Suppe, zwei Tellern Fische, Salat, Feigen und Orangen; hierauf für Jeden zwei kleine Weißbrode und hierzu eine halbe Flasche Wein. Es ist Jedem erlaubt, das, was er nicht verzehren kann, für sich zu behalten. Fast Alle benützen diese Freiheit, was sie dann in den Stand setzt, gänzlich auf Kosten des Hospiziums zu leben. Wenn man sich auf die oben erwähnten Ziffern bezieht, so wird man sich leicht eine Idee von

der ungeheuren Ausgabe machen, die während der heiligen Jahre nothwendig ist. Man wird bemerken, daß die Hälfte dieser Fremden nicht den römischen Staaten angehört, und doch ist es römische Mildeithätigkeit, die sie nährt.

Zwei Mütter.

(Eine kleine Geschichte aus dem Kriege gegen Dänemark.)

In einem kleinen steirischen Städtchen, das an der Südbahn liegt, leben zwei Schwestern, beide seit Jahren Wittwen, jede im Besitz eines schmucken Steirerburschen, der in der Taufe den Vornamen des gemeinschaftlichen Großvaters bekommen hatte. Da die Männer der beiden Frauen auch zwei Brüder waren, so traf es sich, daß die beiden Steirerburschen ganz gleiche Namen hatten. Der Sohn der Frau Franziska P. hieß Franz P., und der der Frau Aloisia P. hieß auch Franz P. Ja, sie waren beide auch noch im gleichen Alter, und es hätte nur noch gefehlt, daß sich die beiden Burschen auch ähnlich sahen, so würde man sie gar nicht mehr auseinander zu halten vermocht haben. Das war glücklicherweise nicht der Fall; aber man hatte ohnehin seine liebe Noth. Im Städtchen mußte man, um beide Fränzchens zu kennzeichnen, immer vom „Franziska Franz“ und vom „Aloisia Franz“ reden, sonst kannte man sie nicht aus. Vor ungefähr drei Jahren kamen beide Franz P. zur Rekrutierung, wurden zu ihrem eigenen Vergnügen für brauchbar erklärt und in das landsmännische Regiment „König der Belgier“ eingereiht. Die beiden Vettern lebten wie die Zwillinge im Regimente zusammen, man konnte sie sich auch in der Garnison von einander nicht getrennt denken, auch in Reih und Glied kamen sie zusammen zu stehen; man bedurfte um so weniger einer Unterscheidung zwischen dem einen Franz P. und dem andern Franz P., als sie beide gleich treffliche Soldaten waren und von ihren Unter- und Oberoffizieren gleich gern gesehen worden sind. Vor einem Jahre wurden beide Franz P. zu gleicher Zeit auch „Führer,“ also auch das Avancement machte keinen Unterschied zwischen den Vettern.

Als der österreichische Antheil an der „Armee für Schleswig-Holstein“ vor einigen Monaten ausmarschirte, waren die beiden Franz P. mit „Belgien“ ausgerückt. Aus Hamburg hatten die beiden Mütter Aloisia und Franziska noch Ende Jänner von ihren Söhnen Briefe erhalten seitdem aber keinen mehr. Die ersten Februar-Tage waren gekommen, mit ihnen die blutigen Kämpfe bei Diersfeld, dem Königsbärg, bei Deverssee; die ersten Sieges- und Todesbotschaften waren telegraphisch ins Land gepflogen, die beiden Wittwen blieben ohne Nachricht. Wie plagten Angst, Zweifel, böse Ahnungen, Ungewißheit das Herz dieser beiden Steirerinnen! Anfangs lesen die beiden Wittwen abwechselnd zu einander, um sich zu fragen, ob kein Brief gekommen. „Aloisia, ist nix kommen aus Holstein?“ fragte die Frau Franziska, und: „Franziska, hast du Brief von Dei Franzel?“ fragte wiederum die Frau Aloisia. Die beiden Wittwen hielten dies nicht so aus, sie mußten beisammen sein, das war ihr einziger Trost, und in der That logirte sich Frau Aloisia bald bei ihrer Schwester ein. Tage voll sehnüchtiger Erwartung von Nachrichten vom Kriegsschauplatz gingen vorüber, die beiden Mütter

erfuhren wohl von der Tapferkeit der vielgerühmten Belgier-Zufanteristen, aber kein Lebenszeichen von ihren Söhnen. Lebten sie beide, oder fielen sie im rühmlichen Kampfe? An ein getrenntes Loos der beiden Vettern glaubten die Mütter schon gar nicht.

Da kam eines Tages, nachdem die erste Liste der Gefallenen veröffentlicht war, der Pfarrer zu den sorgenvollen Müttern. Er brachte Nachricht, aber keine freudige. Hier stand es in der „kaiserlichen Zeitung“ unter der Rubrik „Tode:“ Führer Franz P.... Also todt! Diese Nachricht allein wäre schrecklich genug gewesen für ein Mutterherz; hier trat noch neue Ungewißheit hinzu. „Tode: Führer Franz P.“ — welcher Franz P. ist todt, der Sohn der Franziska oder der Aloisia? Sind sie doch beide Führer in Einem Regimente! Man denke sich den Zustand der beiden Mütter, von denen keine wußte, ob sie ihren eigenen Franz oder den Franz ihrer Schwester zu beklagen habe. Wie mag es in dem Innern dieser schlichten Menschen die Zeit hindurch ausgefallen haben? Jede von ihnen Mutter und Schwester; jede mit dem verzehlichen Fünkchen von Hoffnung, ihr Franz lebe, und zugleich mit der Klage über den Tod des andern Franz; jede von ihnen im stummen Ringen um Gewißheit, und beide einander tröstend und vorbereitend auf den Fall der Aufklärung über den todtten Franz P. Dazu keine Nachricht von dem lebenden Franz, die doch gleich einen Theil des doppelten Leidens der beiden Mütter hinwegnehmen konnte. Können Mutterherzen mit ihrem Schmerz in einer trostloseren Lage sein? Der Pfarrer versprach, an das Generalkommando zu schreiben, und er schrieb auch.

Unterdeß waren die offiziellen Listen aus dem Hauptquartier angekommen, und in der „kaiserlichen Zeitung“ kam der Name des zweiten Franz P. nun auch und zwar unter den Verwundeten vor. Der Pfarrer kam wieder, aber er hatte mit seiner Nachricht wieder nicht den ganzen Schmerz von den Herzen beider Mütter zu nehmen vermocht. Eines stand fest: der einen der zwei tiefgebeugten Mütter stand ein herber Verlust bevor, der andern wird ihr Franz, wenn auch lebend, vom Schicksal zurückgegeben. Welche von beiden sollte sich mit Recht für die Glücklichere halten? Wo war Gewißheit? Die beiden Mütter kamen mit ihrem Leid von einer Lage in die andere, jede Nachricht beugte sie. Ein Brief aber blieb immer noch aus. Die Feldpost hat bekanntlich keine Flügel, und welcher Postzug ginge überdies so schnell, um den raschen Schlägen eines erwartungsvollen Mutterherzens rechtzeitig genug anzukommen? Die Mütter dachten auch an eine Reise auf den Kriegsschauplatz, und selbst ihr Alter hätte sie nicht zu reisen abgehalten; da kam die Nachricht von der Ankunft der Verwundeten, die man am 29. Februar in Wien erwartete.

Die zwei Mütter machten sich auf den Weg nach Wien. Vielleicht sollte jetzt endlich ihnen Gewißheit werden, was ihnen an einem Unglücke zugemessen wurde. Und die beiden Mütter waren in der That auf dem Nordbahnhofe erschienen, wie ein Trauerweidenpaar waren sie anzusehen. Sie trugen Trauergewänder, einen Verlust hatten sie jedenfalls gemeinschaftlich zu ertragen, und es sollte sich nur herausstellen, wem der verwundete Franz gehöre. Eine große Gesamtheit lag in den Bänken der beiden Frauen aus dem Volke, die mit banger Kümmerneiß der

Ankunft der Verwundeten entgegenzusehen; die eine jedoch war noch stark genug, mitten in den eigenen Zweifeln ihre Schwester zu trösten. Wie groß mag die Hoffnung gerade dieser Frau gewesen sein, daß ihr Franz noch lebe, wenn sie die Worte der Tröstung noch für die andere fand! Das Verhalten der beiden Mütter war wahrhaft rührend; Hand in Hand standen sie, und in ihren Bitten konnte der Beobachter lesen, daß ob die eine die andere um stille Verzeihung bitte, daß sie zu hoffen wage, ihr Sohn gehöre zu den Lebenden. Da waren sie nun da, die Verwundeten von Oberfeld, Königsberg, Deversee. Ein Herr, der sich der beiden Wittwen angenommen, hatte ihnen den Eintritt in den Hofhof verschafft. Er führte sie von Bett zu Bett, um den Sohn aufzufinden, den Sohn, welchen sie mitnehmen wollten in die Heimat, um ihn fernerhin als ihren gemeinschaftlichen zu betrachten.

In den ersten drei Zimmern schweifte ihr Auge vergebens nach dem theuren Wesen, das ihnen Gewißheit nach so langen Qualen bringen sollte. Im vierten endlich sah man von einem der letzten Betten her zwei Arme sich ausbreiten, ein Schrei der einen der Frauen, ein Ruf „Mutter!“ und Frau Franziska P. lag in den Armen ihres Franz. Still und verstört stand die andere Wittve wie versteinert vor dem Bette ihres Neffen; sie hatte sie die fürchterliche Gewißheit, daß ihr Franz nicht zu den Lebenden gehöre. Und es war gerade diejenige der beiden Schwägerinnen, welche die stärkere Hoffnung auf das Leben ihres Franz in sich trug, so daß sie die andere Besorgte zu trösten vermochte. Sie hatte sie den Sohn verloren, und die mehr gebeugte Schwester, welche abgerechnet zu haben schien mit ihren Hoffnungen, hatte ihren Franz am Leben gefunden. Man fürchtete schon ernstlich für den Geisteszustand dieser Frau, die wie ein Bild des Jammers da stand. Rasch aber änderte sich ihre Physiognomie, und sie slog dem Neffen schluchzend an den Hals. Es war ihr, als hätte sie ihren eigenen Franz, der an der Seite seines Vaters bei Deversee gefallen war. Der andern Tages entführten die beiden Frauen ihren „gemeinschaftlichen Sohn“ in die theure Heimat. (Stuttg. Sonntagsgbl.)

Schule der Weisheit.

[31's Zusatz?] In seinem schönen Büchlein woher und wohin? erzählt Sebastian Brunner folgende kleine Geschichte. Zu Petersdorf bei Wien wurde die Leonhardkapelle im Jahre 1785 durch Kommissäre unter der Bedingung verkauft, daß sie sofort abgebrochen werden müsse. Niemand wollte sie kaufen. Endlich fand sich ein Aufgeklärter. Er kaufte die Kapelle und beschäftigte sich nur über die Dummheit der Leute, welche nun doch bald dem Lichte der Aufklärung weichen werde. Er leitete selbst die Zerstörung der Kapelle mit wahrer Herzenslust. Unversehens stürzte aber während der Arbeit eine Seitenmauer ein und erschlug den wüthigen Käufer augenblicklich. Mag man die Sache nun auslegen, wie man will, dem Manne hat jedenfalls die Aufklärung und der Umsturz das Leben gekostet.

[Wie Gott die Unschuld schämt.] In dem Kriege, welchen die Anhänger der Königin Christine (Christinos genannt) gegen die Carlisten (Anhänger des Don Carlos) führten, ereig-

nete sich folgender Vorfall. Ein Oberst der Carlisten wurde von einer Abtheilung Christinos überfallen, von seinem Posten vertrieben und zurückgeschlagen. Außer einer bedeutenden Anzahl Soldaten hatte der Oberst noch den Verlust seiner beiden Töchter zu beklagen, welche ihn begleitet hatten und bei dem raschen unermutheten Uebersalle von den Christinos gefangen und fortgeschleppt wurden. Der Oberst erhielt sogleich Verstärkung und Befehl, den verlorenen Posten wieder zu nehmen. Als er des andern Tages seine Truppen zum Sturme führte, rückten ihm die Feinde selbst entgegen, an ihrer Spitze — o Schreck und Jammer für das väterliche Herz — die beiden Töchter des Obersten, welche von den Grausamen als eine schützende Mauer vorangetrieben wurden. Der Oberst erblaßt bei diesem Anblick und bedeckt sich die Augen; seine Krieger stehen wie erstarrt, die Angst des Vaters wohl begreifend, allein auch die Gefahr, die sie bedroht, wenn sie nicht sogleich zum Feuer und zum Angriff befehligt werden. Dieser Befehl bringt aber den Töchtern ihres Obersten den sicheren Tod; stumm steht der Vater, er kann das fürchterliche Wort, das seine Kinder tödtet, nicht aussprechen; schon beginnen die Christinos zu schießen und die Seinigen zu tödten! da überwindet die Pflicht und Ehre, nach einem kurzen, aber schrecklichen Kampfe in des Obersten Brust giebt er mit gebrochenem Herzen und mit bebenden Lippen Befehl zum Feuern!

Raum wagt er es, nach der tödlichen Salve die Augen aufzuschlagen. Aber o Wunder der himmlischen Liebe, des göttlichen Schutzes! seine Töchter stehen unverseht, mitten unter Leichen, die rechts und links sie umgeben; begeistert durch den augenscheinlichen Schutz des Himmels bringen die Carlisten, den Obersten an der Spitze, mit dem Bajonette unwiderstehlich vor, nach wenigen Minuten ist der verlorene Posten wieder genommen und die beiden Töchter lagen befreit und gerettet an der Brust des entzückten Vaters.

Napoleons Stern.

(Fortsetzung.)

Im gesetzgebenden Körper fallen Worte, die den Kaiser sehr nachdenkend machen müssen; sein Zorn schreiet aber den Muth derjenigen nicht ab, die ihm und seinen Hofsingen Bitterkeiten in's Gesicht sagen. Bald wird Napoleon III. seinen ganzen Icten und sichern Halt nur mehr in der Armee haben; das ist freilich sehr viel, unter Umständen aber auch sehr wenig.

Er hätte es so leicht gehabt, auch in dem Klerus eine starke wichtige Stütze zu finden, aber der Klerus hat alle Ursache ihm zu mißtrauen. Dem Cardinal Bonnehofe gegenüber hat Er sich wieder einmal darin gefallen, in katholischen Farben zu erscheinen, er hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß es Menschen giebt, die, kaum dem Schiffsbrude entronnen, Wind und Sturm zu ihren Verbündeten anrufen; er seinerseits verlaßt sich auf Gott, „der so sichtlich Frankreich beschützt, und der sicher nicht erlauben werde, daß der Geist des Uebels Frankreich noch einmal durchwühle.“ Die „Unita cattolica“ freut sich über die erwachte Frömmigkeit des Kaisers, ist aber der Meinung, daß nicht Alle, die Herr, Herr! rufen, in das Himmelreich eingeht, zumal wenn sie erst dann rufen, wenn ihnen das Wasser gegen

die Kefle zu steigen beginnt. (Immer besser noch dann, als gar nicht!) Ueberdies scheint Louis Napoleon nicht gewußt zu haben, daß derselbe Cardinal Bonnehofe, an den er seine frommen Worte richtete, noch erst vor Kurzem in der Broschüre „Die weltliche Souveränität der römischen Päpste und der katholische Episcopat. Rom, 1863,“ an Pius IX. buchstäblich gegen Napoleon dieselbe Klage führte, und seinerseits von Winden und Stürmen sprach, welche sich gegen die Barke des heil. Petrus erhoben hätten. „Der Sturm ist fürchtbar und lang,“ spricht Mgr. Bonnehofe zum heil. Vater, „und manche fürchtsame Seele fragt sich, warum der Herr das Hereinbrechen so vieler Uebel erlaubt. Aber es ist uns nicht vergönnt, in den unerforschlichen Rathschlüssen des Ewigen zu lesen, noch ihm seine Geheimnisse zu entreißen.“ Die „Unita“ meint, daß, wer Wind säet, natürlich auf Sturm gefaßt sein muß, und dies hätte ihm der Cardinal Bonnehofe rundweg sagen sollen.

So stehen die Dinge. Napoleon wird ernten, was er gesäet hat, und darum fängt jetzt schon sein Stern an, — zu erbleichen. Die Schneide der von ihm proklamirten Grundsätze fängt an, ihn selbst zu verwunden.

II.

Der Schimmel von Marengo.

Napoleon I. ritt bei allen Feldzügen und Schlachten gewöhnlich Schimmelpferde von arabischer Race. Mag sein, daß den kriegerischen Kaiser, der, wenn auch kein ausgezeichnete doch ein sehr guter Reiter war, die besondere Schönheit, Schnelligkeit oder Dauerhaftigkeit dieser Pferderace, über deren Vorzüglichste die Araber eigene Stammregister führen, zu dieser Wahl bestimmte oder eine Vorliebe für ihre grauweiße Farbe, genug, schon als junger General bei Lodi und Arcole in Italien und in Egypten an den Pyramiden ritt er Grau- oder Apfelschimmel-Pferde; auf Märschen jedoch auch manchmal Rappen derselben Abkunft.

Eine ganz besondere Vorliebe bekam er für ein solches Pferd, welches er bei Marengo ritt und daher den Schimmel von Marengo oder glattweg le Marengo nannte. Es war von einem andalusischen Hengst und einer rein arabischen Stute, sohin von der alleredelsten Race, die damals gezogen wurde und Alles annimmt, was die rein arabishe Race zum Dienste eines großen Feldherrn zum Theil entbehrt; nämlich mehr Größe, Breite der Brust, den sein gebildeten Schwanenhals und noch größere Schnelligkeit — kurz, arabisches Feuer, Leichtigkeit, Schönheit des Kopfes und Zierlichkeit ist bei diesen Pferden mit spanischem Stolz im Gange vereint.

Die arabishe Abkunft ertheilt diesen Thieren auch nicht selten noch besondere hündartige Zuneigung und Treue zu ihren Herrn, was Napoleon sehr freute, denn in der Seele des gewaltigen Mannes wohnten allerdings auch noch zarte Gefühle, vermöge deren er die Tugend selbst bei Thieren zu schätzen wußte und sie sogar manchmal, wie am Schlachtfelde von Bassano als Lehre für die Menschen hinstellte.

Zenen Schimmel von Marengo, der eigentlich den Namen „Abdul“ führte, erhielt er als erster Consul von einem reichen Pariser Bürger, einem früheren Grafen, der damals die besten Vollblut Gestüte hatte, zum Geschenk, um ihm dadurch die

Freude über die Vereinigung der öffentlichen Gewalt in die so ausgezeichneten Hände des Staatsmannes und Kriegers erkennen zu geben. „Ihm habe geträumt,“ sagte der Franzose dem Consul, „daß, so lange er diesen Schimmel reite, damit sein Glück und auch das Wohl Frankreichs blühen werde.“

Zuerst bediente sich Napoleon dieses Pferdes Anfangs 1800 bei einem Uebungsmanöver der Armee, die nach Italien bestimmt war. Er fand den damals erst fünfjährigen Schimmel schon ganz vortreflich geschult und für seinen Dienst geeignet, ebenso ruhig im Feuer, als lenksam und außerordentlich schnell und bei feierlichen Auf- und Einzügen ein besonderes Ansehen gewährend. „Nie noch,“ sagte er seinem Stallmeister, „nie habe ich ein besseres Pferd geritten; er wird sich zu meinem besten Schlachtroß eignen.“

Bald darauf, Anfangs Mai, kam er damit in Montigni, am Fuße des Bernhardsberges an, um den berühmten Uebergang über die Alpen zu machen und hier die größten seit Hannibal unüberwindlich scheinenden Naturhindernisse mit einer Armee von 40,000 Mann und 60 Kanonen zu überwinden. Angekommen im Hochthale Entenwant auf halber Höhe des Berges, erklärten ihm einige seiner ersten Generale bei einem Divouakfeuer die Ausführung für unmöglich. „Dies Wort,“ sagte ihr fühner Feldherr, „dies unmöglich müßt Ihr aus Eurem Wörterbuch streichen.“ Am frühen Morgen schwebte hoch in südlicher Richtung ein Adler über den Berg. Napoleon warf einen starren Blick auf diesen Königsvogel und sprach dann die denkwürdigen Worte: „diesem Adler werden wir folgen,“ setzte sich auf seinen wiehernenden Schimmel und ritt den Berg hinauf. Den letzten steilsten Anstieg bis zu dem 7000 Fuß hoch liegenden Hoopitz legte er indeß auf einer Mauleselin, „la Marquise“ reitend zurück. Seine Soldaten, sich an die Kanonen spannend, folgten ihm nach; unten in der Stadt Aosta angekommen, setzte er sich wieder auf den Schimmel und führte seine Armee, wie von den Wolken herunter kommend, zur Ueberaichung der Oesterreicher, glücklich in die italienische Ebene.

Bei Montebello bewährte sich Abdul zum ersten Male in einer wirklichen Schlacht. Nichts schien ihn zu schrecken, seinen großen Reiter unter dem Donner der Kanonen mit Sturmeswille überall hinzutragen. Noch mehr war aber dies in der Schlacht am 16. Juni bei Marengo der Fall. Die Gegner hatten sich 80,000 Mann stark auf der großen Ebene concentrirt, welche dieses Dorf umgiebt und Hunderte ihrer Kanonen donnerten alsbald Tod und Verderben unter die Franzosen hinein. Drei Mal wurden sie zurückgewiesen, aber eben so oft erschienen sie wieder auf demselben Kampfplatze. Der vierte Angriff brachte mehrere französische Regimenter dermaßen zum Weichen, daß das Wiedereerscheinen derselben fast unmöglich schien: nur die Consulargarde, in deren Reihen Napoleon auf seinem neuen Schimmel kommandirte, stand allein noch fest wie eine granitene Mauer, an der mehr wie zehn österreichische Kavallerie-Angriffe abprallten!

Drei Uhr Nachmittags wurde aber auch der rechte Flügel der Franzosen umgangen mit vieler Gefahr für das Centrum und die Garde; da bemerkte Napoleon diese Gefahr, und wie besüßelt trug ihn in diesem wichtigen Augenblick sein Schimmel zur

Division Desaix hinüber und brachte ihn zum Sieg, denn neu begeistert griff diese Helbenschaar in Sturmschritt wieder an und die schon in Egypten berühmte Kavallerie dieser Division warf nun die Oesterreicher so über den Haufen, daß sie überall das Feld räumen mußten und endlich die Schlacht zu Gunsten der Franzosen sich entschied.

Nichts glich aber auch der Schnelligkeit, mit welcher Napoleon auf seinem Schimmel bei dieser mit wechselnden Vortheilen geführten Schlacht seine Kampffreien durchslog, besonders als sie sich zu Gunsten der Feinde neigte: unmöglich war es seiner Suite, ihm nachzufolgen. Nichts glich aber auch dem Glücke, das er in dieser Schlacht auf diesem Pferde hatte; sie war schon nie verloren und mehrere der ausgezeichnetsten Generale, darunter sein geliebter Freund Desaix, küßten dabei ihr Leben ein und vielen andern Kommandanten, wie Berthier, Augereau, wurden mehrere Pferde unter dem Leibe erschossen, sie selbst verwundet, oder ihre Kleider und Hüte von Kugeln durchlöchert. Den ersten Consul und seinen Schimmel, obwohl er sich auch denselben Gefahren aussetzte, berührte nicht eine einzige! Und einmal, als er sich zu weit vorwagte, rettete ihn nur die Schnelligkeit dieses Pferdes vor einem der bekannten vortrefflichen Angriffe österreichischer Kavallerie.

Napoleon, der, wie viele große Männer, abergläubischer Eingebung durchaus nicht zugänglich war, — denn die Intelligenz will Poesie, süße Täuschung, — sagte deswegen von dem an, wie einst der große Alexander zu seinem Bucephalus, eine besondere Vorliebe für dieses Leibpferd, das er fortan nun „Marengo“ nannte. „Er wird mich und mein Glück noch länger tragen!“ sagte er zu einem Freunde.

Bald darauf zog er als Sieger mit großem Pomp in der Stadt Mailand und einige Zeit später unter großem Jubel in Paris ein, wobei mehrere Personen in dem Bestreben, den glorreichen Consul auf dem Schimmel von Marengo zu sehen, todt gedrückt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Sandez. (Mezeleigerüchte und Tumult in einer Kirche.) Der „Gaz. N.“ wird aus Sandez folgender sonderbarer Vorfall berichtet: Am 27. v. Mts. (Ostersonntag), als der Pfarrer nach der Frühmesse das Brod weihen wollte, bekam ein Bauer die Epilepsie; die Nachstehenden wollen ihn forttragen und rufen der Menge zu: „Macht Platz, flieht!“ Als dies nicht geschah, rief er, um eine schnellere Wirkung zu erzielen: „Die Kirche brennt ein, rennt!“ Andere mißverstanden es und riefen: „Die Kirche brennt!“ und Jemand setzte hinzu: „Ein Ausfluß ist in der Stadt, der Adel nebelt nieder, die Polen stehen an der Thür der Kirche.“ Die Aufregung unter der Menge in der Kirche war ungeheuer. Die Bauern zogen sich in's Innere zurück und versammelten die Thür. Sie setzten die Mützen auf und gebieten Ruhe. Hierauf reißten sie Fahnen, Kreuze u. dgl. heraus, zerbrachen die Bänke, um sich gegen den unsichtbaren Feind zu waffnen. Die Burtschen, die draußen bei den Fuhrn standen, in der Meinung, daß in der Kirche wirklich eine Mezelei sei, zerbrachen die Wagen und warfen Deichseln, Leitern und Stangen durch

das eingedrückte Fenster in die Kirche. Unterhalb Stunden dauerte der Lärm, das Stöhnen, Heulen, Schreien, kurz eine unbefreibliche Verwirrung, bis Bauern aus der Jesuitenkirche zur Rettung herbeikamen, die Thüre erbrachen und mit Mühe die Bauern versicherten, daß in der Stadt Ruhe herrsche und nun auch selbst sahen, daß in der Kirche kein Feind sei. Die Kirche erleidet durch die angerichtete Verwüstung einen Schaden von 1000 fl. Drei Weiber wurden im Getümmel erdrückt, zehn Personen sind schwer und eine Menge leicht verwundet, außerdem sind Kleidungsstücke zerlegt, theils in Verlust gerathen. Ein Bauer aus Solno, welcher der erste war, der Fahnen und Kreuze beschädigte, soll sich desselben Tages wegen Gewissensbisse, wie das Blatt bemerkt, aufgeknüpft haben.

Paris. Die neuesten Damenhut-Moden in Paris sind alle der Marine entlehnt. Die am meisten en vogue stehende Mode ist ein Hut mit hohem Borde und wehendem Schleier statt des Segels, genannt das Kapereschiff. Eine besondere Form ist das Dampf-Kanonenboot, ein kleiner Hut, unter dessen Bord zwei gezogene Lockenröhren über der Stirn sichtbar sind. Den Dampf versinnbildlicht eine graue Feder. Außerdem giebt es unter der eleganten Welt Fregatten, Schraubendampfer u. s. w. Für alte Jungfrauen, welche es aufgegeben haben, zu erobern und erobert zu werden, dient ein Braut, ein schwarzer, formloser Hut, ohne jeden Schmuck. Da die eleganten Fahrzeuge, mit welchen die Pariserinnen segeln, natürlich bedeutendes Geld kosten, sollen viele Männer bereits sehr an der Seckrankheit leiden.

Irland. Die Auswanderung aus allen Theilen Irlands hält nicht nur in ihrem früheren Umfange an, sondern ist noch in sichtlichem Wachsen begriffen. Reisende erzählen, daß sie ganze Dörfer in Connaught öde und verlassen gesehen haben; alle Bewohner, alt und jung, erblickte man auf dem Wege nach der Küste, zu den Auswandererschiffen. Von Seufzern und Thränen beim Abschiede von lieben Zurückbleibenden ist keine Spur mehr; im Gegentheil, die Emigranten sind heiter und guter Dinge. Von denjenigen Sprechern, welche mit der City of Glasgow vor Kurzem die ferne Reise nach der jenseitigen Küste des atlantischen Oceans antraten, sagt der „Gort Reporter“, daß sie so lustig und froh gewesen seien, als hätten sie eine sommerliche Spazierfahrt auf einem Landsee oder eine Picnicktour angetreten. Für lange Wochen im Voraus sind in den Dubliner Schiffsfahrtsbureaux schon alle Plätze der nach und nach abgehenden amerikanischen Dampfer engagirt. Selbst in den besten Bezirken von Einfeinst und Ulster verzagen die kleinen Pächter in dem nutzlosen Kampfe um ihre Existenz auf ihren winzigen Ländereien, und siedeln in Schaaren zu jenen Landen über, wo sie Pachtgüter umsonst erhalten. Sehr häufig ist es der Fall, daß den Landleuten die Ueberfahrt schon von ihren Verwandten in Amerika vorausbezahlt ist.

Kairo. Eine Engländerin, die eine Nilfahrt machte, beschreibt im Athenäum ihre Bekanntschaft mit dem zwölfjährigen Sohne des Sultans von Darfur, der dem Vicekönig in Kairo einen Besuch gemacht hatte. Die Engländerin fragte den jungen Prinzen, ob er auch Brüder habe? „Wer kann sie zählen,“ erwiderte der Prinz echt orientalisches, „sie sind so zahlreich wie die Mäuse.“

Anstellungen und Beförderungen.

Im Schulstande.

Den 12. April. Adv. Ign. Nischke in Bralin als provv. Lehrer nach Glauchitz, Kr. Namslau. — Den 14. April. Adv. Ant. Teuber in Bettlern als Lehrer, Organist und Küster nach Hundsfeld, Kr. Vels. — Adv. Herrn. Knie in Gattern als solcher an die Simultanfchule in Bettlern, Kr. Breslau. — Schulamts-Cand. Heinrich Burghardt in Peterswalde als Adv. nach Gattern, Kr. Breslau. — Lehrer Fr. Nybel in Nachowitz als Schullehrer, Organist u. Küster nach Steinersdorf, Kr. Namslau. — Den 15. April. Adv. Alois Hirtmann in Giersdorf als solcher nach Deutsch-Rasselsdorf, Kr. Neustadt. — Schulamts-Cand. Rudolph Goldbuhn in Reisse als Adv. nach Giersdorf, Kr. Reisse. — Schulamts-Cand. Ant. Schmale in Bösdorf als Adv. nach Kamitz, Kr. Reisse. — Adv. Jos. König in Deutsch-Rasselsdorf als Substitut nach Friedland O/S. — Adv. Alex. Reissner in Brzonskowitz als solcher nach Chorzow, Kr. Beuthen. — Adv. Karl Himmel in Gläsen als solcher nach Poln.-Rasselsdorf. — Schulamts-Cand. Jos. Hansel in Lichtenberg als Adv. nach Koppitz, Kr. Grottkau. — Schulamts-Cand. Jos. Langer in Mogwitz als Adv. nach Baucke, Kr. Reisse. — Adv. Zul. Weisser in Baucke als solcher nach Gläsen, Kr. Leobschütz. — Den 18. April. Erdmann Schichhelm in Siernitz als solcher nach Wolska, Kr. Rosenberg.

Todesfälle.

Den 6. April starb der Schullehrer u. Organist Jos. Zorge in Koslow im Alter von 56 Jahren an Unterleibschwindlucht. — Den 11. April starb der Adv. Jos. Beckel in Gennersdorf im Alter von 39 Jahren an Lungenschwindlucht. R. i. p.

Vom 12. bis 18. April bei der Collecten-Assertion an milden Gaben eingegangen:

Missionen: Breslau Baroneß v. Nischhofen 1 rthl., Verzdorf H. P. Giebel 3 rthl. 15 gr., Schmitz H. P. Giehl 1 rthl. 20 gr., Jähz H. R. Pfleger 9 rthl. 2 gr. 6 pf., aus Gr.-Schmograu 21 rthl., Gr.-Glogau H. R. Stiller 5 rthl., Schmellwitz u. G.-Merzdorf 10 rthl., Stephanisdorf H. P. Hubrich 2 rthl. 15 gr. — **Beneficius-Verein:** Schmellwitz u. Gr.-Merzdorf 4 rthl., Archipresbyterat Pogrzebin 3 rthl. 10 gr., Rohlsdorf H. S. S. Heidenreich 10 gr., Gennersdorf H. Brüer 6 rthl. 20 gr., Kretzau R. u. R. 1 rthl., aus Gr.-Schmograu 15 rthl., Gr.-Glogau H. R. Stiller 7 rthl. — **Verein der heil. Kindheit:** Verzdorf H. P. Giebel 4 rthl. 15 gr., Gr.-Glogau H. R. Stiller 10 rthl., Wilhelmsthal H. P. Hölzel 4 rthl., Nybnitz H. R. Wontropfa 12 rthl., Schmellwitz u. Gr.-Merzdorf 9 rthl. — **Für den heil. Vater:** Pfarrei Schmitz 8 rthl. — **Theologisches Convict:** Archipresbyterat Pogrzebin 3 rthl. — **Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse:** Vom H. Schulinspektor Witten zu Gr.-Glogau, Geschenk von 3 rthl. 17 gr. 9 pf., vom H. Lehrer Hauptfleisch zu Stuben, Ertrag eines scheidsamtl. Vergleichs, 3 rthl., vom H. Lehrer Klesse zu Nieder-Hannsdorf, Nachtrag des veranstalteten Concerts 2 rthl., vom kgl. Seminarlehrer H. Battig*)

*) Der Verfasser theilt mit, daß der Rest der Exemplare der Buchbllg. Morgenstern hierselbst in Commission gegeben ist.

als Reinertrag für die Broschüre „Buntes“ 75 rthl. 9 gr. 3 pf., durch den H. Schulinspektor Ritt als weiteren Erlös der vom H. Lehrer Winderlich herausgegebenen Niederbühlchens 8 rthl. — **Kirche auf Morckrand:** A. B. C. einen schlef. Rentenbrief über 100 rthl. mit Coupons vom 1. Oct. 1864 an, Militsch H. R. G. S. Siemsa 1 rthl., Eiptin H. P. Richtarsky 20 gr., H. Br. M. Dreßler 10 gr., Patzschau Fr. D. durch G. P. Adersholz Buchbllg. 1 rthl. — **Wittstock:** Schmellwitz u. Gr.-Merzdorf H. P. Giehl 3 rthl. — **Paris (Deutsche Mission):** Gr.-Glogau H. R. Stiller 3 rthl. — **Jerusalem (B. am bl. Gr.):** Breslau Baroneß v. Nischhofen 1 rthl., Patzschau H. R. Herben (Collecte) 4 rthl. — **Weinelsdorf b. Langenbielau (H. b. b. d. d.):** Münsterberg Fr. L. Reichel 1 rthl. — **Grünhof:** Münsterberg H. P. 2 rthl. — **Bernstadt:** Münsterberg H. P. 1 rthl. — **Clareneranst (Marienkirche):** Breslau H. R. Dr. Speil 20 gr.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Mathilde Hülse, Fr. Ob.-Steuerkontroleur Karl Hiltner, Breslau; Fr. Malwine Korgwer, Fr. Inspektor Dohlsch, Breslau; Fr. Louise Thum, Fr. Buchhalter B. Böhm, Slawensky; Fr. Agnes Krause, Fr. Rentmeister H. Wuttge, Patzschau.

Gestorben. Werm. Fr. Oberst-Lieut. v. Hippel, Breslau; Rfm. G. Lübeck, Breslau; Werm. Rentant Wähner, Waldenburg; Steueramtsbeurh. Hartmann, Breslau; Landesälteste A. Schmidt, Biegnitz; Kreiswundarzt G. Dir, Breslau; Fr. Amalie Grüner, Gr.-Strehlitz; Fr. Zeughauptm. Amalie Heißig, Reisse.

Bestellungen auf das

[100]

„Neue Schlesiſche Kirchenblatt“

werden fortwährend von allen kgl. Postämtern und Buchhandlungen angenommen und alle bereits erschienenen Nummern nachgeliefert. Preis pro Quartal 13½ Sgr.

Als Vermählte empfehlen sich

**Friedrich Wilhelm Krüger, Kaufmann,
Friedrich Krüger geb. Schnürel.**

Breslau, den 19. April 1864.

[120]

Von jetzt ab ist meine Wohnung Mühlgasse Nr. 14.

[108]

A. Bifowsky, Schneidermeister.

Ein kath. Haushälter, verheirathet, ohne Kinder, mit guten Zeugnissen versehen, dem auch gute Empfehlungen zur Seite stehen, sucht als solcher eine Stellung. Offerten bittet man unter Chiffre: 50. H. H. in der Expedition d. Bl. niederzulegen. [121]

**W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede,
Straße 35.**

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 21. April 1864.

Getreide-Preise vom 21. April.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schlf. 58-65-69 Sg.
convert. v. 50 u. 52 1	95½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100½ B.	G. Weizen . 57-62-65 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	95½ B.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . 40-41-43 .
Preuss. Anl. 55.56 4½	99½ G.	Schles. Pfandbr. 3½	93½ B.	Schles. Rentenbr. 4	99 G.	Gerste . 30-33-37 .
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ B.	do. Rustical 4	100½ B.	Posen. Rentenbr. 4	95½ G.	Hafer . 26-28-30 .
Präm.-Anl. 1855 3½	123½ G.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	70½ G.	Erbsen . 38-42-47 .
Staats-Schuldsch. 3½	90½ B.	Schles.neueLit.A. 4	100½ B.	Oesterr. Banknoten	87½ G.	Kartoffeln . . Sack 26-36 .